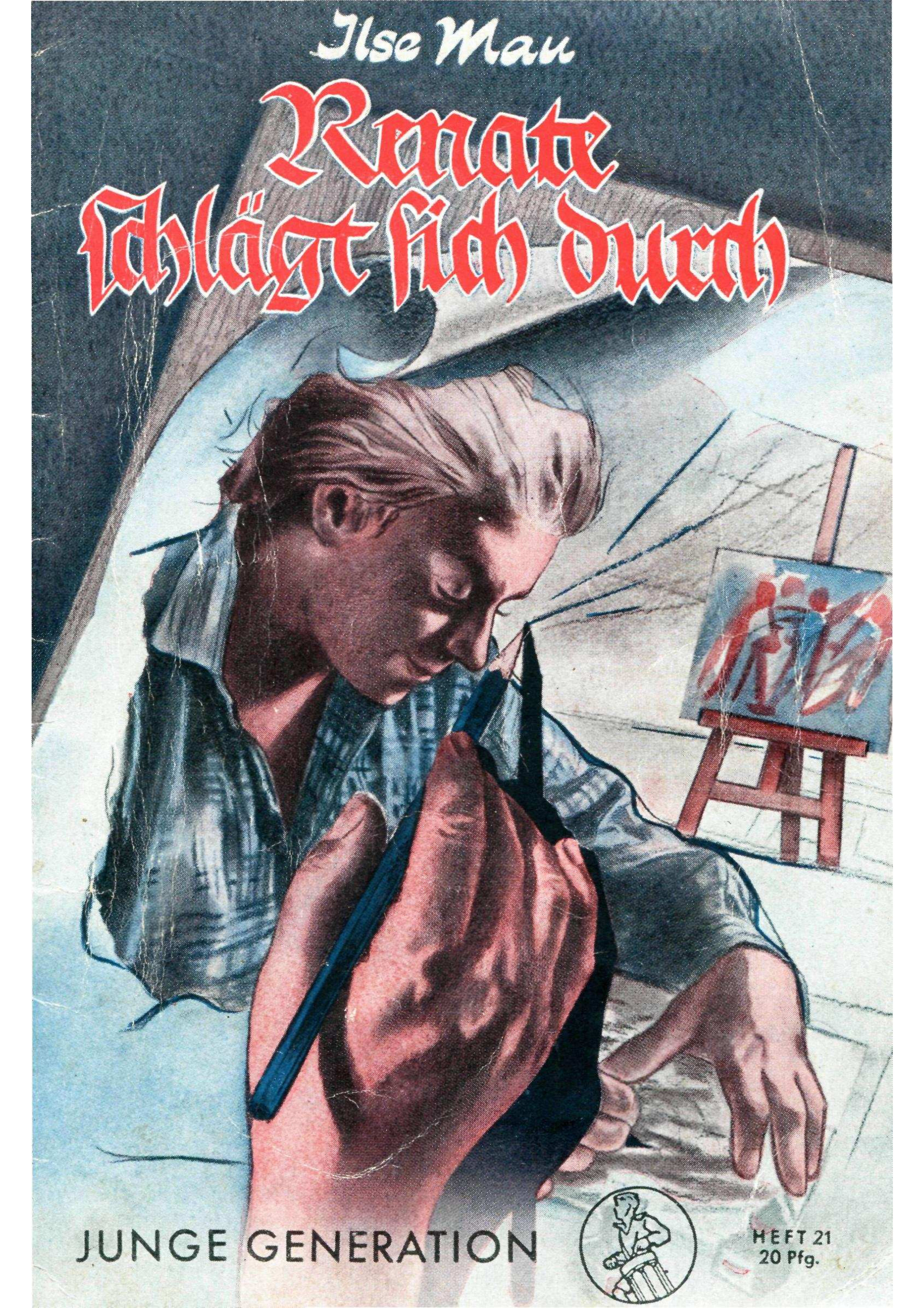

Ilse Mau
Renate schlägt sich durch
JUNGE GENERATION
HEFT 21
20 Pfg.

Renate schlägt sich durch

Von

Ilse Mau



Junge Generation Verlag

Berlin-Lichterfelde-West

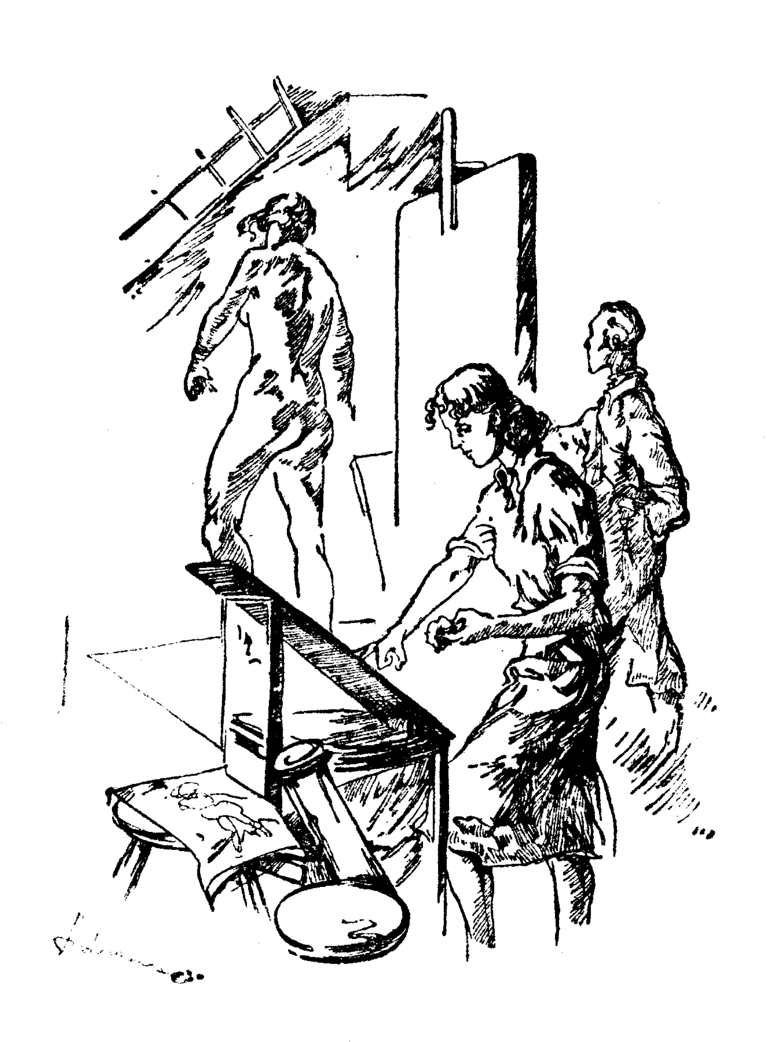
Die Mädelbücherei Heft 21

Umschlag: Ferdinand Spindel
Zeichnungen: Ursula Hoymann

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Im Zeichensaal der Kunstgewerbeschule herrschte eine furchtbare Luft. Draußen klatschte der Novemberregen an die Scheiben, und hier drinnen roch es daher nach nassen Sachen, Staub, Farbe und anderen schönen Dingen...
Renate biß die Zähne zusammen und versuchte, sich auf ihre Zeichnung zu konzentrieren, es wollte heute aber gar nicht vorangehen. Die Stellung des Modells war schwer, immer wieder wischte sie die Kohlenstriche fort, es wollte und wollte heute nicht klappen. Auch die Lust zur Arbeit fehlte so ganz.
Der Professor hatte bei der Korrektur erstaunt auf Renate und ihre Zeichnung gesehen, sie war doch sonst immer mit Leib und Seele bei der Sache! Dann lächelte er verständnisvoll: „Geht es heute nicht? Na, das kommt schon einmal vor!"
Mit ein paar sicheren Strichen bekam die Zeichnung auf einmal Schwung und Richtigkeit, noch einmal nickte er ihr freundlich zu und ging zur nächsten Staffelei.
Endlich — Modellpause!
Fräulein Marietta, das Modell, auf gut bürgerlich Mariechen Müller, hüllte sich in ihren hochmodernen Pelzmantel aus Kaninchenfellen und ging spazieren, um ihrerseits nicht mit ihrem Urteil über die Zeichnungen hinter dem Berge zu halten. Renate aber saß auf dem Hocker neben ihrer Staffelei und hatte das scheußliche Gefühl, als führe der ganze Aktsaal mit ihr Karussell, alles drehte sich im Kreise. War es der Hunger, — war es die Hitze?
Hunger! Wann hatte sie doch das letztemal etwas Ordentliches und Warmes gegessen? Am Sonntag daheim, und heute war Freitag. Sie mußte sich einen Keilrahmen kaufen und allerhand Zeichenzeug, da waren die paar Milliarden, die Vater mitgegeben hatte, schon längst entwertet, und man rechnete inzwischen schon mit Bil-

lionen. Für die Scheine, die sie jetzt noch im Besitz hatte, konnte sie sich allenfalls eine Semmel kaufen.
Neben ihr hockte die dicke Ingeborg Löwenstein und aß Schokolade, so wie sie das am laufenden Band den ganzen Tag über zu tun pflegte. Das heißt, manchmal aß sie auch teures Konfekt oder wunderbares Obst, und weil sich sonst niemand in der Klasse solche Genüsse leisten konnte, schmeckte es ihr doppelt gut.



„Hamse gesehen, Fräulein Schultes, den unmöglichen Schlips vom Professor? Den muß ihm seine Frau gestrickt haben. Wie kann der Mann bloß!"
Renate starrte auf das Judenmädel und hatte das kaum bezwingbare Bedürfnis, ihr eins hinter die Ohren zu geben. Aber auch dazu war sie zu müde. Wortlos stand sie auf und mußte tatsächlich alle Kraft zusammennehmen, um auf den Flur und in das dunkle Klassenzimmer hinüberzukommen. Es war leer, denn alle Schüler und Schülerinnen der Graphikerklasse nahmen am Nachmittag an den verschiedenen Akt- und Modellkursen in den großen Zeichenklassen teil.

Sie riß das Fenster auf und atmete tief; die kalte Luft tat ihr wohl. Auf dem Zeichentisch hockend, bewunderte sie das phantastische Lichterspiel, das der Regen auf den nassen Asphalt der Straße zauberte.
„Renate, wo steckst du denn? Ich suche dich schon überall wie ein böses Gröschel, im Aktsaal bist du nicht... Du willst dir wohl durchaus einen Schnupfen holen bei diesem reizenden Frühlingswetter?"
Bums, war das Fenster zu, denn wo Hanna zupackte, da geschah, was sie wollte. Hanna Kraft arbeitete in der keramischen Abteilung und schuf mit ihren großen, schönen Händen die zartesten Kinder- und Tierfiguren, die man sich denken konnte.
„Was ist denn los? Warum hockst du denn hier allein im Dunkeln?"
„Ach, Hanna, mir ist drüben in der Hitze ein bißchen dumm im Kopf geworden. Und dann ärgerte ich mich wieder mal über diese fürchterliche Ingeborg Löwenstein ... wie kann so etwas überhaupt Ingeborg heißen! Da stellt man sich doch ein rassiges, blondes Geschöpf darunter vor, nicht so ein dickes Judenweib!"
„Jetzt fange bitte nicht schon wieder von den Juden an! Ich wollte, ich hätte einmal so viel Geld wie diese Löwensteins. Was hast du denn nun davon, daß du Arier bist? Nicht einmal satt essen kannst du dich, und dabei zeige mir bitte einmal einen Juden bei uns, der hungert! Die sind eben anscheinend doch tüchtiger als wir!"
„Soooo!!?"
„Ach, sei still! Laß doch diese dumme Politik. Ich mag ja deinen Bruder Heinz riesig gern, aber seit der hier ist, hat er dich vollkommen verrückt gemacht. Politik ist doch nun einmal eine Sache für Männer, dafür haben sie sich ja auch vier Jahre lang die Köpfe blutig geschlagen. Und dafür werden jetzt auch alle Tage mehr Menschen arbeitslos. Ich mag gar nicht an die Zukunft denken. Siehst du, unser Vermögen zu Hause ist auch futsch, und mein alter Vater ist darüber fast trübsinnig geworden. Ich werde mich natürlich schon durchbeißen, aber gemein ist es doch. So, und jetzt lassen wir diesen ganzen traurigen Kram, und ich frage dich feierlich, ob du heute abend mit ins Kino kommst, ich habe zwei Freikarten geerbt!"

„Nein, teure Seele“, lachte Renate leise und legte den Arm um Hanna. „Ins Kino komme ich nicht, denn ich bin heute abend mit deinem vielgeschimpften Heinz zusammen. Und wir, Heinz und ich und viele Kameraden und vor allem Adolf Hitler da unten in München, wir wollen ja gerade an die Zukunft denken! Gerade, weil wir jetzt so richtig im Hexenkessel drin sitzen und ausgeplündert sind, oder hast du vielleicht Lust, zeit deines Lebens das meiste



von dem, was du verdienst und schwer erarbeitest, den Engländern und Franzosen abzugeben? Nur, weil sie uns in Versailles schnöde verraten haben? So, und jetzt muß ich machen, daß ich wegkomme, mir ist auch gar nicht mehr schlecht. Sie werden drüben wohl schon wieder angefangen haben. Mach's gut, alter Tonpott! Kommst du morgen mal vorbei?“
Weg war sie.
Punkt halb acht stand Renate unter der Normaluhr, denn Bruder Heinz hatte sie gut erzogen. Immer war der Treffpunkt an einer Uhr, und wenn sie fünf Minuten später kam, dann war Heinz fort

und der Abend unweigerlich verpatzt. Aber das kam eigentlich nie vor.
Die beiden Geschwister verstanden sich trotz eines Altersunterschiedes von fast zehn Jahren tadellos und hielten durch dick und dünn zusammen als zwei gute Kameraden. Heinz war als blutjunger Kriegsfreiwilliger 1914 ins Feld gegangen, wurde später Offizier, kam nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges erst gar nicht in die Heimat, sondern trat sofort beim Grenzschutz im Osten ein. Als dann nach der Abstimmung in Oberschlesien der Pole im Schutz der Feindtruppen unverschämt wurde, führte Heinz in einem Freikorps eine Kompanie. Jetzt war er, wie viele seiner Kameraden, begeisterter Nationalsozialist. Gerade als alter Soldat wußte er, daß eine Schlacht nur unter Leitung eines Führers gewonnen werden konnte und nicht mit hundert verschiedenen Vorschlägen und Plänen. Wenn auch im Augenblick die Waffen schwiegen, so stand ja Deutschland doch noch mitten im Kampf, sogar im bittersten Kampf um sein Bestehen überhaupt!
„Heil dir, Heinz!"
„Heil, Renate. Gut, daß du kommst, wir müssen noch einmal schnell in meine Wohnung. Hast du deine Mappe mit? Schön, also gehen wir."
Renates geheime Sehnsucht nach einem warmen Abendbrot war wie weggeblasen. Den Ton kannte sie, da mußte wieder irgend etwas in der Luft liegen. Mit scheuem Stolz strich sie über das kleine runde Abzeichen, das das Hakenkreuz auf weißem Grund in rotem Feld trug. Seit sie neulich deswegen zum Direktor gerufen wurde und einen ziemlichen Anpfiff einstecken mußte, kam es zwar in der Schule unter den Kragenaufschlag, aber zwei Schritte hinter dem Haus holte sie es vor, und dann wurde es voller Stolz getragen! Manchmal wurde man zwar angespuckt oder mit Prügeln bedroht, aber so bange war sie nun auch wieder nicht. Der große Bruder und die vielen Jungen, mit denen sie als Kind gespielt hatte, hatten sie beizeiten gelehrt, sich gründlich zu wehren.
In der Hauptstraße gerieten die Geschwister in einen Umzug von Arbeitslosen mit roten Fahnen, Tafeln und Schriftbändern: „Nieder mit den Bürgern!" — „Wir haben Hunger!" — „Weg mit

der Regierung“ und so weiter. Sie marschierten nicht als geschlossener Zug in der Straßenmitte, sondern fluteten weit auseinandergezogen über Fahrdamm und Bürgersteige und wiederholten in monotonen Sprechchören: „Wir wollen Arbeit und Brot!“
Die verhärmten und zerlumpten Gestalten ließen es bewußt darauf ankommen, die Fußgänger anzurempeln. Es war mit dem Regen und dem Schmutz des Novembernachmittags ein Bild des Elends.
Sicher würde es wieder irgendwo zu Zusammenstößen und Schießereien kommen. Renate war froh, den Bruder bei sich zu haben, und packte ihn fest am Arm. Eigentlich wunderte sie sich darüber, daß Heinz in eine Seitenstraße einbog, um ungestört weiterzukommen, er war doch sonst bei solchen Gelegenheiten immer wachsam dabei, um im Notfall zur Hilfe einspringen zu können, wenn sich eine Überzahl der Roten auf Kameraden stürzte.
„Bei Heino haben sie wieder Haussuchung gehalten, jetzt werde ich wohl wieder an die Reihe kommen. Du mußt die Waffen mitnehmen und das Werbematerial, bei deinen Pastors werden sie das wohl kaum vermuten. Und morgen abend ist doch unsere große Versammlung in den Ostsälen, da kannst du mit dem Franz an der Kasse sitzen, die Großen brauchen wir alle dringend als Saalschutz. Es wird wohl allerhand fällig sein, weil wir diesmal so richtig in die Höhle des Löwen gehen. Die Roten werden sicher versuchen, zu sprengen. Sobald es angefangen hat, verschwindet ihr mit der Kasse, und du bringst sie zu dir heim. Wir brauchen dringend etwas Geld — na, ich kann mich ja auf dich verlassen!“

*

Heinz wohnte im Süden, in einer sogenannten „besseren Gegend“. Wie immer packte die beiden Geschwister der Zorn, als sie die Treppe hinaufgingen. Im Erdgeschoß lasen sie: Levinsohn und Cohn. Im ersten Stock: Adler und Silbermann, im zweiten Stock: Goldheim und Sauerstein ... und erst im dritten Stock erschienen endlich zwei arische Namen. So sah es aber auch in den übrigen Häusern dieser Gegend aus.
„Guten Abend, Frau Martin!“

Die dicke Wirtin lugte mal eben durch die Türritze, sie liebte ihren Mieter abgöttisch, und ein bißchen davon fiel auch für Renate ab. Von Politik wollte sie allerdings nichts wissen, sie gehörte einer frommen Sekte an, und alles, was nicht in der Bibel stand, ging über ihren Horizont.



„Nu, guten Abend, Fräulein Renatchen! Gott behüte Sie, kommen Sie uns auch einmal wieder besuchen? Schimpfen Sie mal tüchtig auf Ihren Herrn Bruder, immer ist er unterwegs, nie nimmt er sich Zeit, etwas zu essen!"
Renate lachte: „Lassen Sie nur gut sein, Frau Martin, der Heinz sieht noch gar nicht so verhungert aus bei Ihrer guten Pflege! Hauptsache, es gibt überhaupt noch etwas zu essen!"

„Komm, Rena, wir wollen uns beeilen!"
Heinz wußte, die gute Alte fand kein Ende, wenn sie erst einmal ins Schwatzen kam.
Eine Viertelstunde später schleppte Renate ihre Aktentasche, die schwer und unheimlich dick war, und auch Heinz trug eine Mappe, in der er entschieden nicht nur Aktendeckel aufbewahrte. Sie fuhren mit der Straßenbahn in den entgegengesetzten Stadtteil, wo Renate in einem Pfarrhaus inmitten des Arbeiterviertels ein möbliertes Zimmer hatte. Es war das einzige freundliche Gebäude mitten zwischen verlotterten und schmutzigen Mietskasernen.
In den vielen Kneipen ringsum herrschten Rotfront und Reichsbanner. Auch das große Lokal, in dem morgen die Versammlung stattfinden sollte — die Ostsäle —, war in der Nähe. Hier wurden in den letzten Jahren immer wieder bei erhitzten politischen Versammlungen die Fensterscheiben eingeschlagen, aber der Wirt hatte schon Erfahrung darin, sich schadlos zu halten. Am meisten freuten sich die Glasermeister, wenn es wieder Arbeit gab, denn gerade hier in der Gegend klebten die meisten Leute lieber Papier über zersprungene Scheiben, weil sie neue einfach nicht bezahlen konnten.
Renate bekam ihre Wirtsleute oft wochenlang nicht zu sehen, sie hielt selbst ihr Zimmer in Ordnung, da war man vor Entdeckungen also ziemlich sicher. Beide Geschwister atmeten erleichtert auf, als der große Kleiderschrank „schnapp" sagte und in Haferflockenschachteln und harmlosen Paketen ein paar Armeerevolver mit Munition und ganze Packen mit nationalsozialistischen Flugblättern verstaut waren.
Der brüderliche Schulterklaps, den Renate als Anerkennung erhielt, ließ sie fast in die Knie sinken.
„So, was machen wir jetzt? Wollen wir noch irgendwo etwas essen, Kleines?" Der abgrundtiefe Freudenseufzer seiner Schwester bewies Heinz, daß sein Vorschlag durchaus richtig war.
„Du hast wohl lange wieder nichts gegessen, Kerlchen? Komm, du darfst dir ganz was Gutes aussuchen. Wer weiß, wie lange ich dich noch einladen kann", fügte er leise hinzu.

*

Renate hatte einen Mordszorn. Während sie am Morgen zwei Stunden in der Setzerei gearbeitet hatte, gab es wieder, wie schon so oft, einen Zusammenstoß mit dem Polen Stanitzky, der es anscheinend darauf ankommen ließ, sie zu ärgern.
„Sie werrden sehen, Frrräulein Schultes", sagte er in seinem harten Deutsch, „bald is Schläsien polnisch, und das ißdd rrichtig. Wie heißen die Städte hier? Görrrlids, Liggnidß, Gleiwiddß ... sind alles polnische Namen. Was ißdd Deutschland? Deutschland ist geschlagen, ißdd kaputt, sie habben keine Arbeit, nix zu essen. Sie werrden polnisch und ißdd wie im Parradies!"
„Polen ist das Paradies, sagen Sie?" hatte sie wütend erwidert und den Winkelhaken geschwenkt, daß der mühsam zusammengesuchte Satz wieder auseinanderfiel.
„Wissen Sie, ich habe bei meinem Bruder Fotografien gesehen von Kameraden, die in Oberschlesien verwundet in polnische Hände fielen. Die hatten sie zu Tode gequält und die Augen ausgestochen und furchtbar verstümmelt ... in ihrem Paradies! Und warum vertreiben diese menschenfreundlichen Polen dann Tausende von deutschen Menschen aus Oberschlesien, deren einziges Verbrechen darin liegt, daß sie eben Deutsche sind? Polen, was ist Polen überhaupt? Das haben die Deutschen überhaupt erst wieder auf die Beine gestellt!"
Jetzt funkelte auch der polnische Schüler wütend mit den Augen.
„Sie werrden auch gar nicht gefraggt, denn wir habben mächtige Freunde, England und Frankreich, die werrden uns zu unserm Recht verhelfen. Und überhaupt muß jedder Katholik polnisch sein ... und wird es sein!"
„Erstens bin ich nicht katholisch, und zweitens würde ich auch dann nicht polnisch sein, und wir Schlesier sind überhaupt wohl mit die besten Deutschen! Vielleicht erinnern Sie sich dunkel, daß schon 1813 die Erhebung gegen Napoleon von Schlesien ausging, und ich glaube, daß Breslau immer eine deutsche Stadt sein wird!"
Daraufhin begann der feine Polenknabe ein wütendes Geschimpfe in seiner Muttersprache, und da Renate das nicht verstand, versuchte sie endlich wieder Ordnung in ihren Schriftsatz zu bringen.

Auch kam jetzt der alte Meister dazwischen, der zwar ein strammer roter Sozi war, aber den großmäuligen Polenjüngling auch nicht besehen konnte.
„Das nennt ihr wohl Arbeit? He? Hier wird überhaupt keine Politik gemacht — das gehört nicht in die Schule. Vielleicht ist aber der feine Herr so freundlich und wäscht die Tiegelpresse, die er benützt hat?! Oder denkt der Herr Pole vielleicht, wir dummen Deutschen können ihm den Dreck nachräumen?“
Der alte Schmidt war immer von erfreulicher Deutlichkeit, übellaunig vor sich hinbrummend, ging der feine Jan an die unbeliebte Arbeit. Aber eigentlich kam es bei ihm doch gar nicht so darauf an, denn er hatte zu seinen schicken Anzügen und grellen Socken doch meist ziemlich schwarze Fingernägel, und seine Wäsche kam des öfteren an das bekannte „Dunkelweiß“ heran...
Renate machte einen Probeabzug auf der Handpresse, schüttelte entsetzt den Kopf über die vielen Druckfehler und gab es schließlich für heute auf.
Sauber abgebunden wanderte der Schriftsatz aufs „Schiff“ in ein Regal, und sie verzog sich still in die Zeichenklasse.
Auch unter den zwölf Schülern und Schülerinnen von Professor Schramm gingen bisweilen die Wogen der politischen Erregung hoch, aber im allgemeinen vertrugen sie sich ganz gut, denn rosig ging es ihnen allen nicht. Mit Ausnahme der Inge Löwenstein natürlich, aber die wurde auch von niemandem ernst genommen, auch von den rötesten Genossen nicht.
Sie waren aber alle sehr musikalisch, sangen mit Vorliebe laut und mehrstimmig im Chor und hatten mit Lampendeckeln, Reißschienen, Mundharmonikas und einer Geige ein stattliches Klassenorchester zusammengestellt. Das fand allerdings nicht immer den ungeteilten Beifall des Professors!
Das Klassengenie, der blonde Rolf von Hanstein mit seinem Bürstenschopf, sowohl zeichnerisch wie musikalisch hochbegabt, pfiff in seiner Extrakabuse hinter der Schiebetür kunstvolle Triller. Er hatte außer seinem vornehmen Namen wenig von den Glücksgütern dieser Welt mitbekommen und schlug sich schon als junger Kerl tapfer allein durchs Leben. Jetzt steckte er seinen Borstenkopf durch die Schiebetür und flötete:

„Rönatchen, der große Häuptling wünscht Sie in seinem Wigwam zu sehen!"
Renate nickte ihm freundlich zu, er war der beste Kamerad von allen, und marschierte hinüber ins Allerheiligste, das Atelier. Irgendwie lag einem von der Schulzeit her noch in solchen Fällen ein schlechtes Gewissen im Gebein, was konnte man wieder ausgefressen haben?
Der Professor war klein, hatte aber einen fabelhaften Kopf und ein paar Augen, die einen „durch und durch" ansehen konnten, wie Rolf festgestellt hatte. Er war aber auch ein tadelloser Lehrer und verstand es vor allem, auch in dieser schweren Zeit immer wieder Aufträge für seine Schüler zusammenzutragen. Er wußte ganz genau, wie schwer sich die meisten von ihnen durchschlugen.
Zuerst gab es tatsächlich eine Wiederauflage von dem Gespräch mit dem Direktor und die eindringliche Mahnung, das verpönte Hakenkreuz beileibe nicht in der Schule zu tragen.
„Was Sie sonst tun, geht mich nichts an", sagte der Professor, und der Schalk saß in seinen Augen. Aber dann hatte er noch etwas Nettes zu melden. Eine große Seifenfirma brauchte dringend Hilfskräfte zum Bemalen von Seifen-Weihnachtsmännern und hatte sich deswegen an die Kunstgewerbeschule gewandt. Arbeitszeit abends von sieben bis zwölf Uhr. „Haben Sie Lust, Fräulein Schultes?"
Renate nickte begeistert, jetzt, vor Weihnachten, war so eine Nebenarbeit mit ihrer Einnahme eine herrliche Sache.
„Also gut, morgen abend um sieben Uhr auf der Gartenstraße!"
Na, zum Glück erst morgen abend, heute hätte sie doch den Heinz nicht im Stich lassen dürfen, das wäre gar nicht in Frage gekommen.
Fröhlich ging sie zu ihrem Reißbrett zurück und zerbrach sich den Kopf über das Muster für eine Schokoladenpackung.

*

Vor den Ostfälen herrschte schon lange, ehe die Versammlung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei begann, ein Riesenbetrieb. Die Roten hatten wieder einmal alles auf die Beine gebracht, was

mobil zu machen war. Die Polizei versuchte krampfhaft, den Eingang freizuhalten, und mußte sich die wüstesten Redensarten hinter den Tschako stecken.
Als eine Abteilung des Saalschutzes mit Windjacken und Hakenkreuzarmbinden singend anmarschiert kam, ging ein Pfeifen, Heulen und Gejohle los, daß man sein Wort nicht verstehen konnte. Unbeirrt, fest vor sich hinsehend und doch wachsam bis zum äußersten, nahmen die Männer ihren Weg. Viele trugen die Bänder von Kriegsorden oder den schlesischen Adler der Oberschlesienkämpfe auf den Jacken. Sie kannten den Kampf.
Renate war schon seit einiger Zeit mit Heinz durch einen Seiteneingang hereingekommen. Es war nicht die erste Versammlung, die sie mitmachte, oft hatten sie schon im kleineren Kreis hinter verschlossenen Türen getagt und mußten gewärtig sein, von der Polizei ausgehoben zu werden. Nein, feige war sie sicher nicht, aber Herzklopfen hatte sie doch jedesmal! Für sich selber fürchtete sie nichts, aber da war die Sorge um den Bruder und die Kameraden, — Rotmord kannte doch kein Erbarmen!
Heinz überprüfte mit dem Versammlungsleiter noch einmal alle Sicherheitsmaßnahmen; der Polizeioffizier zuckte kühl die Achseln, als man ihn auf die wenigen, als Schutz abgestellten Beamten aufmerksam machte.
Dann wurden die Türen geöffnet. Der Saalschutz hatte von vornherein so eine Art Schleuse gebildet, um ein Überrumpeln zu verhindern, aber die johlenden Massen drängten mit solcher Wucht in den Vorraum, daß sie kaum zu halten waren.
Renate saß mit dem immer vergnügten Franz aus Oberschlesien hinter einem handfesten Tisch, als Schutz hatten noch zwei Kameraden in der Nähe Posten gefaßt.
„Für Arbeitslose ist gegen Ausweis der Eintritt frei!"
Dem Mädel brannten die Augen, als fast Mann für Mann höhnisch die Stempelkarten vorzeigten, — armes Deutschland!
Sie mußte sich auch allerhand anhören, offene und versteckte Drohungen, am schlimmsten waren die Weiber, die verlottert, mit fiebrigen Augen hetzten und keiften. Es war eine Wohltat, wenigstens hin und wieder ein ruhiges und festes „Heil" zu hören.

Ein großer, brutal aussehender Kerl schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die paar eingegangenen Scheine durcheinanderflatterten.
„Was? Eintritt wollen die Nazischweine? Die sollen sich doch bei ihren Freunden, den Juden, Geld holen!"
Mit erprobtem Geschick drängten zwei Saalschutzmänner sich zwischen den Tisch und den Mann und schoben ihn weiter.
Im Saal war schon jetzt eine drückende Luft, ein Dunst von schlecht gelüfteten Kleidern, Bier und noch schlechteren Zigaretten.
Endlich wurde die Versammlung eröffnet. Johlen und Geschrei begrüßte den Versammlungsleiter, aber er setzte sich endlich durch und forderte die politischen Gegner auf, sich zuerst einmal den Redner anzuhören, um dann bei der anschließenden Aussprache ihre Meinung zu äußern. Zwischenrufe und Gepfeife waren die Antwort.
Im Saal waren etwa zwei Drittel Reichsbannerleute und Kommunisten anwesend, die selbstverständlich gar keine Lust hatten, sich auf sachliche Auseinandersetzungen einzulassen, sondern einfach einmal wieder die willkommene Gelegenheit wahrnahmen, soviel wie möglich Krach zu schlagen.
Der Redner aus München, ein alter Weltkriegskämpfer mit dem E. K. I auf der Windjacke, stand auf und begann. Das Wunder geschah — seine klare, feste Stimme zwang auch die Gegner zum Zuhören.
Renate hatte inzwischen, sofort, nachdem die Saaltüren geschlossen worden waren, die paar Kröten, die wirklich zusammengekommen waren, aufgerafft und war mit Franz hintenherum verschwunden. Sie zog schnell den Mantel über die weiße Bluse mit der Hakenkreuzarmbinde und drückte sich draußen durch die vielen fluchenden Menschen, die versuchten, noch hereinzukommen.
Die Ostsäle waren aber wegen Überfüllung geschlossen worden, und bis jetzt war die Polizei noch Herr der Lage. Mißtrauisch musterten ein paar Burschen mit Schiebermützen das Mädel, ein Schneeball, der mehr aus Schmutz und Eis bestand, warnte sie. Zum Glück entwischte sie doch noch schnell und verschwand um eine dunkle Ecke. Aufatmend verstaute sie das Geld in ihrem Zimmer.

Als sie sich zurückschlich und wieder durch den Wirtschaftseingang hereinkam, traf sie Heinz schon an der Theke des kleinen Gastzimmers.
„Gut, daß du kommst, Renate. Ein paar Frauen sind ohnmächtig geworden, auch die junge Frau von einem Parteigenossen ist dabei und ein paar Arbeiterfrauen. Wir haben sie ins Künstlerzimmer neben der Bühne gelegt. Herbert ist bei ihnen, der ist ja so ein halber Medizinmann, sonst ist kein Arzt da. Hilf ihm mal ein bißchen!“
Durch Gerüste und allerhand Lattenzeug hinter der Bühne kroch Renate zum „Künstlerzimmer“ hinüber und packte sofort kräftig mit zu. Herbert war froh, daß er Hilfe bekam, und schickte die beiden Jungen, die ein bißchen verlegen herumstanden, wieder zum Saalschutz zurück. Da war sowieso jeder Mann unentbehrlich.
Wieder wurden ein paar Menschen hereingeführt und getragen. Denen geht es so wie mir gestern abend im Aktsaal, dachte Renate. Sicher war auch hier der Hunger meist der Hauptgrund der Schwäche, und plötzlich war aller Haß lahmgelegt, nur blasse, matte Menschenkinder blieben zurück.
Sie hatte den Kopf eines jungen, schmalen, vielleicht siebzehnjährigen Burschen auf dem Schoß, der totenblaß aussah. Leise strich sie ihm über die Haare, während drüben wieder ein Pfeif- und Johlkonzert losging.
Es hörte sich hier „hinter den Kulissen“ ganz eigenartig an; erst sprach die klare, scharfe Stimme, die man wohl hören, aber nicht verstehen konnte. Dann brauste auf irgendeinen Zwischenruf hin wieder ein großes Getöse auf, das nur langsam wieder verebbte.
Sie hätte ja zu gern gehört, was der Redner eigentlich sagte, denn es mußte gut sein, sonst hätte er überhaupt nicht zu Wort kommen können. Aber schließlich war das, was sie hier tat, auch ein Mitkämpfen an der großen Sache und einfach ihre Pflicht als nationalsozialistische Frau.
Sie hatte ihre Schützlinge auf primitive Lager von alten Bühnenteppichen gebettet, gab ihnen zu trinken, machte kalte Umschläge und sprach ihnen gut zu. Herbert hatte sich inzwischen wieder einmal durch das Bühnengewirr geschlängelt, um frische Zitronen und ein paar Tropfen zu holen.

Plötzlich bemerkte Renate, wie der junge Mensch, der jetzt in einer Ecke lag, sie bewundernd ansah. Als sie aber einem halbwüchsigen Mädel mit feuerroter Blusenschleife das Trinkglas geben wollte, fuhr die plötzlich hoch, schrie ein gemeines Wort und schlug ihr das Glas aus der Hand, daß es zerbrach.
Da stand auf einmal der Junge neben ihr, gab dem Mädel eine klatschende Ohrfeige, drückte Renate kurz die Hand und verschwand durch die kleine Tür in den Saal, wo eben wieder ein neuer Tumult



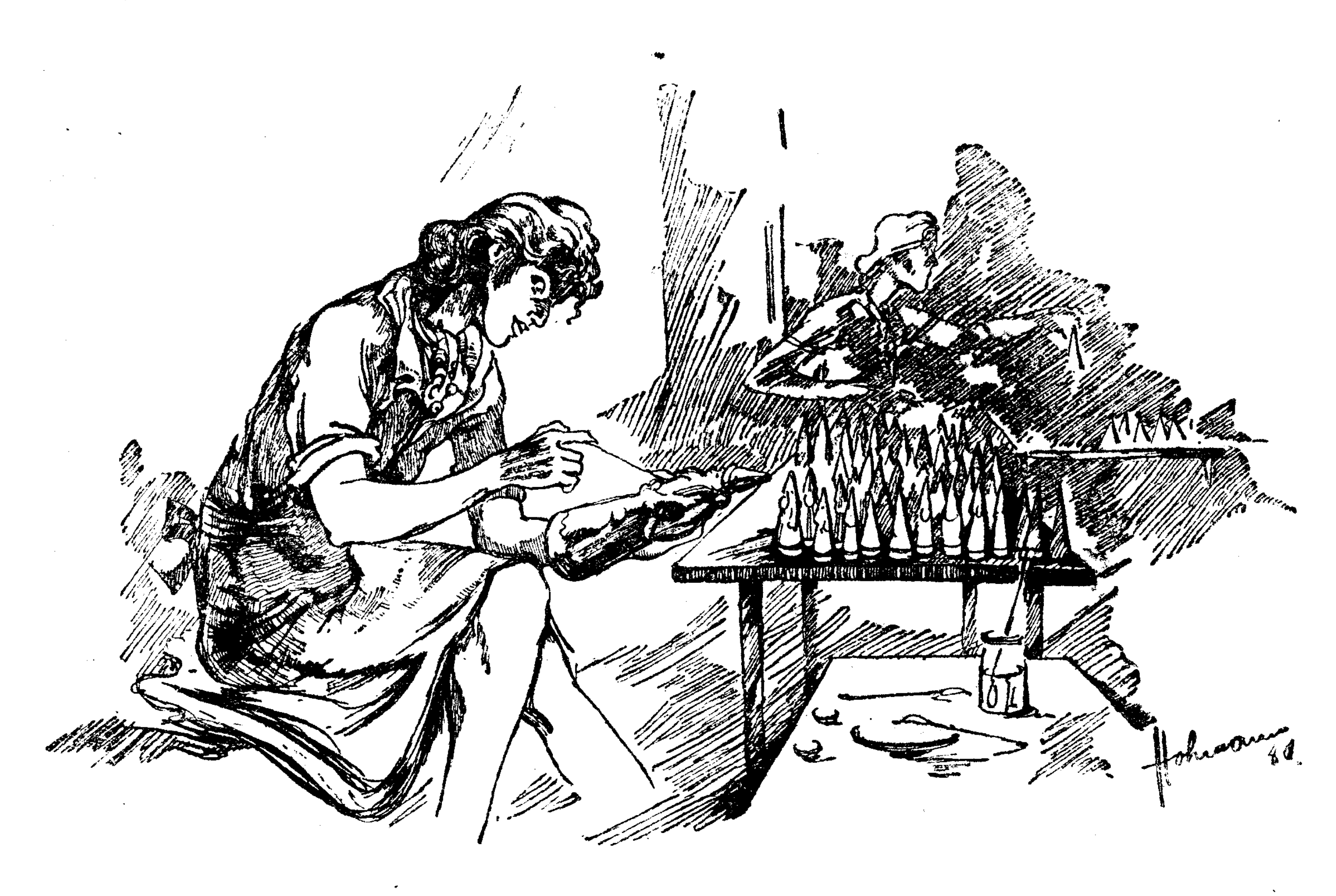
aufbrandete. Das Schleifenmädchen zog ganz kleinlaut und benommen hinterher.
Diesmal schien der Lärm kein Ende zu nehmen, sondern wurde immer wilder. Herbert kam hereingesprungen, stellte Wasserkrug und Zitronen auf die Erde und rief:
„Es geht los, Renate, sie brauchen mich!"
Schon war er verschwunden.
Zwei von den Kommunistenfrauen fingen fassungslos an zu schluchzen, die junge Frau des Parteigenossen Schröder weinte leise vor sich hin. Schrille Pfiffe ertönten — die Poltzei räumte den Saal. Ein paarmal knallten irgendwelche Wurfgeschosse gegen die Tür, aber nach geraumer Zeit wurde es stiller; man hörte den Lärm draußen auf der Straße weitertoben.

Dann wurde die Tür aufgerissen, zwei Sipobeamte drangen ein und forderten die Frauen barsch auf, den Raum sofort zu verlassen.
Renate nahm die kleine Frau Schröder unter den einen Arm und eine Arbeiterfrau unter den andern, so zogen sie durch den Hauptsaal. Es sah böse aus, zerbrochene Tische und Stühle, zerschmettertes Geschirr, Bierlachen und Blutflecke.
Dabei mußte es noch eine verhältnismäßig harmlose Saalschlacht gewesen sein; es hatte keine Toten gegeben, nur ein paar mehr oder weniger schwer Verletzte. Das war man ja langsam gewöhnt.
Die Radaubrüder draußen wußten nicht recht, was sie aus den paar Frauen machen sollten, die plötzlich noch aus dem Lokal herauskamen, zumal einige davon sichtlich zu ihnen gehörten. Der Sipo half ihnen wenigstens noch ein Stück den Weg bahnen, dann waren plötzlich die Arbeiterfrauen verschwunden, und Renate nahm Frau Schröder noch für ein paar Augenblicke in ihr Zimmer mit, bis sie sich etwas beruhigt hatte. Dann brachte sie die Frau nach Hause und rief von einem Automaten noch in dem kleinen Kampflokal an, in dem Heinz sicher steckte, wenn alles gut gegangen war.
„Rena, Kleines, bist du heil herausgekommen? Die Polizei hat uns nicht mehr zurückgelassen, als sie den Saal geräumt hatte. Na, ich weiß ja, daß du immer auf deine Füße fällst. Bist du deine Kranken alle los? Nein, es war nicht so schlimm, wie es aussah, zwei Jungen liegen im Krankenhaus, sonst nur ein paar Schrammen. Morgen abend kannst du nicht kommen? Schön, dann bis übermorgen, dann hole ich die Kasse. Schlaf gut, kleine Schwester! Heil und Sieg!"

*

Der Geschäftsführer der großen Seifenfirma kratzte sich hinter den Ohren und machte sich seine Gedanken über die Suppe, die er sich da eingebrockt hatte. Der Bedarf an Weihnachtsmännern aus Seife war jetzt mit einemmal so groß geworden, daß sein Stammpersonal die Aufträge nicht mehr rechtzeitig erfüllen konnte. Deswegen waren der Herr Fabrikdirektor und er eigentlich ganz stolz auf

den Gedanken gewesen, Studenten und Studentinnen der Kunstschule vorübergehend zu verpflichten, ehe man sich durch ungeschulte Arbeiter Ware verdarb.
Jetzt saßen also um zwei große Tische in dem einen Versandraum die fröhlichen Kunstjünger und waren mit hörbarer Begeisterung bei der Arbeit. Zuerst ging auch alles gut, und der Herr Geschäftsführer rieb sich vergnügt die Hände. Gelernt ist gelernt, mit sicherem Schwung wurden den fertig geformten Seifenfiguren Augen und Nasenlöcher, Münder und Bärte gepinselt. Der „Pelz-



mantel" bekam seine Verbrämung und die hereingesteckte Rute und das in den Arm gequetschte Weihnachtsbäumchen seine schöne grüne Farbe. Nur mit einem hatte der Herr Betriebsführer nicht gerechnet: eine hervorragende Eigenschaft der Künstler, besonders der jungen Künstler, ist eine üppige Phantasie!
Rolf, der, wieder kunstvolle Arien pfeifend, seinen Pinsel schwang, fand natürlich als Erster, daß es höchst langweilig sei, immer nur dieselben Weihnachtsmanngesichter zu malen, zumal ja auch niemand das Urbild persönlich genauer kannte. Also begann er, den einzelnen Figuren eine „individuelle Note" zu verleihen. Die Weihnachtsmänner sahen nicht mehr nur stur und langweilig vor

sich hin, sondern jeder bekam einen anderen Gesichtsausdruck: sie lächelten, grollten, schauten listig oder verschlagen drein, — kurz, es gab ungeahnte Möglichkeiten, die von der gesamten Gesellschaft mit hellster Begeisterung aufgenommen wurden.

Renate malte gerade mit Hingabe ein listiges Männlein, das die Erfüllung aller Wünsche aus seinem Gabensack verhieß, da kam der lange Karikaturenzeichner Hans Bengel — er hieß wirklich so und machte seinem Namen alle Ehre — auf einen neuen Einfall. Mit ein paar kühnen Strichen war da plötzlich unverkennbar der französische Ministerpräsident Poincaré zu erkennen, als Weihnachtsmann immerhin eine erstaunliche Neuerscheinung.

Tosender Beifall lohnte den stolzen Künstler, und ein Wettbewerb setzte ein, der dem Geschäftsführer nun wirklich die Haare zu Berge stehen ließ. So hohe Ansprüche hatte die Firma ja gar nicht gestellt! Sie wäre mit den harmlosen Dutzendgesichtern ihrer Weihnachtsmänner restlos zufrieden gewesen! Das Publikum voraussichtlich auch. Seine bescheidenen Einwendungen wurden aber überhaupt nicht beachtet, die Meute lag auf einer neuen Spur und ließ nicht locker.

Es ging ja noch an, solange fremde Größen ihr Porträt herleihen mußten, da hatten alle ihren Spaß daran.

Wie es aber in dieser zerrissenen Zeit überall in Deutschland der Fall war, hatte auch hier jeder der zwanzig jungen Leute seine eigene politische Meinung. Und selbstverständlich war jeder der geschworene Gegner einer anderen Anschauung.

Es blieb nicht aus, daß plötzlich bekannte politische Gesichter auf den Seifenmännern erschienen und das mit der bewußten Absicht, die betreffenden Anhänger zu ärgern, was auch prompt geschah. Die harmlose Fröhlichkeit war mit einem Schlage wie weggewischt, scharfe Worte flogen herüber und hinüber.

Da schob ausgerechnet der unangenehmste der Mitschüler, der großmäulige Marx, Renate höhnisch grinsend eine Karikatur vor die Nase. Wütend sprang sie auf, warf ihm die Seifenfigur vor die Füße, daß sie in tausend Splitter zersprang, und herrschte ihn an:

„Ich verbitte mir das von Ihnen, daß Sie Adolf Hitler beleidigen! So ein grüner Lümmel wie Sie hat überhaupt nicht das

Recht, irgendwie über einen Mann zu urteilen, der Soldat gewesen ist und auch jetzt für Deutschland kämpft!"
„Dumme Nazigans!"
Ein Riesentumult ging los. Alle waren aufgesprungen und schrien aufeinander ein, gleich konnte die schönste Prügelei im Gange sein. Die Lackfarben flossen über den Tisch, und der Herr Geschäftsführer sah händeringend, wie ein Teil der künstlerischen Weihnachtsmänner nun doch wieder verdorben wurde.
Es dauerte geraume Zeit, bis sich die Wogen der Erregung wieder gelegt hatten. Die Arbeit wurde endlich wieder aufgenommen, aber ohne rechte Freude saßen alle stumm und verbissen auf ihren Plätzen und pinselten wieder langweilige, geradeausblickende Dutzendgesichter...
Es war für alle eine Erlösung, als endlich die Uhr Mitternacht schlug und Feierabend geboten wurde. Der Herr Geschäftsführer zahlte den ausbedungenen Lohn aus und gab noch großzügig ein Stück Seife dazu. Aber er hütete sich wohl, zu einer Wiederholung dieser Arbeit aufzufordern, und atmete erleichtert auf, als sich das Fabriktor hinter dem letzten der Kunstjünger schloß. Man würde es doch lieber wieder mit ungelernten Arbeitern versuchen!

*

Renate und Hanna saßen auf der Fensterbank im Treppenhaus und frühstückten.
„Ihr wollt Weihnachten zum Skilaufen in die Berge?" fragte Hanna. „Wo geht es denn da hin?"
„Die Jungen hatten schon voriges Jahr eine kleine Hütte an der Geiergucke, und ich schlafe im Massenlager von der Baude, die dicht dabeisteht. Es ist immer eine feine Kameradschaft dort, Hanna. Heinz hat seine Jungen gut im Zug. Und sie sind doch oft froh, wenn ich ihnen ein bissel beim Kochen helfe oder die zerrissenen Hosen flicke, und beim Skilaufen halte ich auch mit, das kann ich auch nicht schlechter als sie. Was meinst du, Hanna, willst du nicht mitkommen? Das wäre doch herrlich!"
Hanna überlegte, das war so ein Vorschlag, dem man schlecht widerstehen konnte.

„Hm, das wäre gar nicht so dumm, aber wird die Geschichte nicht ziemlich teuer?"
„Ach, du weißt doch, daß wir alle kein Geld haben! Von den Jungens sind doch auch verschiedene arbeitslos. Heinz hat aber das ganze Jahr über eine Bummelkasse eingerichtet, da wird jeder geschröpft, der zu spät zu ihren Heimabenden kommt. Aber auch, wenn die Jungens oder wir einmal eine große Freude haben oder etwas nebenbei verdienen, dann stecken wir einen Teil davon in die Kasse, denn wir wissen schon, daß es sich letzten Endes immer lohnt.
Es kostet ja hauptsächlich die Bahnfahrt, natürlich auf Sonntagsfahrkarte. Die Hüttenmiete wird sowieso aus der Kasse bezahlt, auch Feuerung und Licht. Jeder bringt noch soviel wie möglich an Lebensmitteln mit, wir kochen natürlich selbst. Ich gebe von meinem Seifenmännergeld auch etwas dazu, so eklig es war, aber es kam gerade richtig. Vielleicht gibt es jetzt vor Weihnachten noch mehr zu verdienen. Es kostet für mich ja ein bißchen mehr, weil ich in der Baude schlafe, aber wir kennen den Wirt gut, er ist Sudetendeutscher und ein feiner Kerl, mit dem wir uns tadellos verstehen."
„Geht ihr denn über die Grenze?"
„Ja, schon, um unseren Kameraden drüben zu helfen. Sonst machen sich die Tschechen in unserem Riesengebirge immer breiter. Weißt du, es gibt mir überhaupt immer einen Stich, wenn ich da oben die Grenzsteine sehe."
Hanna zog die Füße aufs Fensterbrett, legte den Kopf auf die Knie und fing an, scharf nachzudenken und zu rechnen.
„Eigentlich müßte es gehen. Ich habe jetzt vor Weihnachten ein paar ganz hübsche Aufträge. Davon kann ich meine Miete bezahlen, die gute Müllern fängt schon langsam an, giftig zu werden. Eigentlich ist ja auch ein neuer Wintermantel fällig, dringend sogar, denn in dem alten friere ich wie ein Schneider, und sehr vornehm sieht er auch nicht mehr aus. Aber vielleicht wird der Winter hier bei uns in der Stadt nicht so sehr kalt, so ein paar Tage im Gebirge sind halt auch nicht schlecht."
„Weißt du, Hanna, wenn du dabei unsere Jungens und unsere ganze Art richtig kennenlernst, dann wirst du auch nicht mehr

dauernd auf meiner politischen Arbeit herumhacken. Sie kommen ja aus allen Kreisen, da ist Heinz als früherer Offizier und jetzt Ingenieur, dann gehören ein paar Studenten dazu, der Franz ist Schlosser, einer lernt als Stift in einer Drogerie, und einige sind Arbeiter und ganz fabelhafte Kerle, bloß leider jetzt auch fast alle arbeitslos. Und alle sind sie richtige Nationalsozialisten, Hanna, wenn auch ein paar von ihnen früher eine ganz andere politische Einstellung hatten. Dabei hat keiner irgendeinen Vorteil davon, im Gegenteil, du weißt ja selber, wie man dauernd angeödet wird. In den Betrieben ist es ja noch viel schlimmer!"
Hanna schwieg und sprang vom Fensterbrett, denn von unten kamen Schritte die Treppe hoch.
Renates Professor schmunzelte den beiden zu und meinte:
„Na, Fräulein Schultes, was meinen Sie, wenn ich Ihnen noch den Belag zu Ihrem Butterbrot liefern würde? Kommen Sie nachher einmal zu mir ins Atelier, die Skizzen zu dem Katalog haben so gut gefallen, daß Sie den Auftrag bekommen. Ich werde Ihnen dann gleich die nötigen Unterlagen dazu geben. Guten Tag, meine Damen!"
Die eine „Dame" zwickte die andere „Dame" vor lauter Seligkeit in den Arm, daß diese höchst undamenhaft aufquietschte.
„Na, hör mal! Du wirst ja lebensgefährlich, wenn du dich freust!"
„Ach Tonpott, Pöttchen ... ich bin doch so glücklich! Denke doch, jetzt gerade zu Weihnachten! Jetzt mußt du mir aber noch versprechen, daß du mit ins Gebirge kommst!"
„Wenn du mich vorher totgequetscht hast, dann wird kaum etwas daraus werden, und du mußt zur Strafe von deinem Geld einen Kranz stiften, das hast du dann davon ... Aber sieh mal, da unten kommt doch dein Bruder Heinz!"
„Heinz? Du träumst wohl, der hat doch jetzt Dienst! Tatsächlich, Hanna, das ist der Junge ... da muß doch irgend etwas los sein!"
Renate fegte wie der Wind die Treppen hinunter, Hanna ging langsamer hinterher.
Heinz Schultes sah blaß und ernst aus, als er jetzt Schwester und Freundin begrüßte.

„Heinz, — was ist? Haussuchung? Warum bist du jetzt nicht im Dienst?“
„Komm, wir gehen mal eben ums Viertel. Kommen Sie nur ruhig mit, Hanna, wir machen keine politische Verschwörung, Renate und ich. Wie geht es Ihnen überhaupt?“
„Mir? Ganz famos! Aber ich fürchte nur, mein Töpferkittel ist nicht mehr ganz als Straßenkleid geeignet, na, und bei Renate klebt auch allerhand Druckerschwärze und Temperafarbe dran. Wenn Sie sich also nicht schämen, mit uns so loszuziehen...“



„Ach Kinder, was hat das auf sich, ihr gefallt mir so gerade gut. Und ein Arbeitsloser hat sowieso keinerlei Ansprüche mehr zu stellen...“
„Heinz!!“
„Ja, Schwesterherz, ich bin wegen verbotener politischer Betätigung fristlos entlassen. Wieder einer mehr von Millionen.“
Renate biß die Lippen zusammen und schwieg.
„Herrgott!“ sagte Hanna und drückte die Hand des jungen Mannes fest, ohne sich dessen bewußt zu werden, „so dankt Deutschland seinen Männern, die vier Jahre lang draußen gekämpft haben. Und Sie kämpfen doch auch jetzt nur für ein besseres und freies Deutschland!“
„Hanna!“

Renate sah mit frohem Stolz auf die Freundin, so hatte sie ja noch nie gesprochen.
Die aber achtete gar nicht darauf. „Was werden Sie nun anfangen, Heinz?“ fragte sie erregt.
„Zunächst muß ich wohl nach Hause fahren, um zu sparen. Es ist bitter genug. Und dann sehe ich mich selbstverständlich auf Biegen oder Brechen nach irgendeiner Arbeit um, ganz gleich, welcher Art. Man kann nur den Kameraden jetzt nicht mehr so helfen, wie man gern möchte. Mit der Skifahrt wird es für mich nun auch nichts werden, Kleines, dann muß eben Heino die Gruppe führen...“
„Heinz, du — das kommt gar nicht in Frage! Ich schenke dir die Fahrkarte zu Weihnachten, ja, darf ich? Sieh mal, ich habe doch gestern bei den Seifen-Weihnachtsmännern etwas verdient, und jetzt bekomme ich noch die Zeichnungen für den Katalog, das gibt einen ganz hübschen Batzen. Da langt es auch bestimmt für uns beide. Du, Heinz, — nichts sagen! Du hattest mich bis jetzt immer so fabelhaft eingeladen, einmal darf ich es auch tun, ja?“
„Und ich möchte gern mit Renate mit zum Skilaufen kommen, ist das genehmigt, Herr Lagerführer?“ lachte Hanna ihn an. „Und wenn ich jetzt noch meinen kleinen Tonesel verkaufe, dann stifte ich großzügig etwas in die Fahrtenkasse!“
Heinz konnte nicht anders, er mußte die beiden Mädel in ihren dunkelweißen Kitteln an den Schultern packen und einmal richtig durchschütteln. Aber dann kamen ihm doch wieder Bedenken.
„Wissen Sie aber auch, Hanna, daß es bei uns sehr einfach und bescheiden in der Hütte zugeht? Renate kennt ja die Sache, die ist allerhand Kummer gewöhnt, ich freue mich immer, wie meine Jungens meine Schwester als vollgültigen Kameraden anerkennen. Vielleicht wird es sogar ungemütlich, denn wir fahren selbstverständlich unter dem Hakenkreuz und sind dabei doch auf tschechischem Hoheitsgebiet!“
Hanna zog etwas beleidigt die Nase hoch.
„Halten Sie mich für feige und zimperlich, Volksgenosse? Da nun einmal das böse Beispiel gute Sitten verdirbt, werde ich mich wohl etwas mehr mit Politik beschäftigen müssen, solange ich mit solchen Menschen verkehre, wie Renate und Sie zum Beispiel. Und nach dem, was ich von den andern politischen Richtungen und

ihren Vertretern kenne, werde ich doch nur zur bissigen Gegenwehr gereizt, da muß ich mich eben zum Nationalsozialismus halten!"

Heinz stellte zwar im stillen fest, daß dies eine typisch weibliche Auffassung von Politik wäre, die sogar hierbei rein gefühlsmäßig urteilte, aber er sagte vorsichtshalber nichts darüber. Trotzdem war es ihm eine große und warme Freude, gerade dieses tapfere Mädel unter den Kameraden zu wissen. Es würde auch für Hanna in Zukunft viel leichter sein. Sogar der Gedanke an die Arbeitslosigkeit hatte viel von seiner Härte verloren. Selbstredend war es ein Hemmnis, ein Widerstand, den man eben überwinden mußte! Auch im Kriege hatte sich oft eine anfängliche Niederlage letzten Endes als Sieg auf der großen Linie gezeigt. Und was hatte sich Adolf Hitler als Lebensziel gesteckt ... da verschwand so ein Einzelschicksal am Rande, und nur die Verpflichtung für das große Ganze blieb.

Sie waren inzwischen ums „Viertel" gestürmt und standen wieder vor dem Tor der Kunstschule. Renate drängte zum Abschied, sie mußte ja zum Professor und wollte sich doppelt dranhalten, um ihre Arbeiten zu schaffen.

„Wann fährst du heim, Heinz?"

„So bald wie möglich, wenn auch meine Wirtin kreuzunglücklich ist, aber es nützt ja nichts. Ich rufe vorher noch einmal an. Also — auf Wiedersehen, Hanna, zu Weihnachten auf der Hütte!"

Aufrecht, mit frohen Augen, ging er seines Wegs.

*

In den heiligen zwölf Nächten heulte der Sturm über den Riesengebirgskamm und schliff die Schneedecke am Hochwiesenberg zu blankem Harsch. Es schien fast, als tobte Rübezahl wieder einmal über den Irrsinn, daß mitten durch sein Reich eine Grenze ging. Wieso sollten seine schönen Hänge und Kuppen auf der Südseite des Gebirges „Krkonosch" heißen? Seine deutschen Riesenberge! Dieselben deutschen Menschen wohnten auf beiden Seiten des Kammes, trugen die gleichen Namen, sprachen die gleiche Sprache und bauten dieselben Häuser mit den tiefen Schindeldächern. Das wurde auch dadurch nicht anders, daß man ihm eine tschechische

Kaserne auf den Buckel setzte, und daß man mit allen Mitteln versuchte, die deutschen Menschen klein zu kriegen. Auch die Latschenkiefern hier oben ducken sich bei Sturm und Schnee zu Boden, lassen jedes Wetter über sich ergehen und wurzeln doch fest im Heimatboden!

Rübezahl ließ grimmig seine wildesten Sturmrösser aus dem Stall und zwickte alle in die Ohren, die deutschen Skiläufer und die tschechischen, — er wollte ihnen schon zeigen, wer hier oben der wirkliche Herr war!

Dort, wo an den Hängen des Zehgrundes der Hochwald aufhört und nur noch vereinzelte, sturmzerzauste Wetterfichten vorschickt, die von Meter zu Meter niedriger und zerraufter werden, dort ducken sich ein paar kleine Hütten in den Schnee. Auch eine Baude liegt in der Nähe, aber so freundlich und behaglich sie auch ist ... man braucht nun einmal Geld, um dort zu wohnen!

Die wilde Jagd, die eben vom Kamm heruntergebraust kam und mit hellem Juchzen über die Huckel des Weges flog, gehörte aber zu der Sorte von Menschen, bei denen das nicht der Fall war. Also bog man vor der Baude nach rechts ab, schwang durch die einzelnen, dick vermummten Fichten und landete atemlos, mit bereiften und rotgefrorenen Gesichtern, aber froh und glücklich vor der kleinsten Hütte.

„Alle da?"

Hein zählte die Häupter seiner Schar, kein Schäflein fehlte, auch die beiden Mädel, Renate und Hanna, hatten wacker Schritt gehalten. Jetzt holten sie sich gegenseitig lachend das Eis aus Augenbrauen und Haaren.

Dann verschwanden sie hinüber zum Nebengebäude der Baude in ihr Massenlager, um sich umzuziehen.

Mit der Skihütte selbst war wirklich kein allzu großer Staat zu machen.

Die Hauptsache war aber der schöne große Kachelofen im Hüttenraum, der vor Hitze spuckte und dessen „Ufabank" zu den begehrtesten Plätzen gehörte. Ein malerisches Gebammel von Kleidungsstücken, die zum Trocknen um ihn herum auf den Trockenstangen hingen, zierten ihn sichtlich und machten ihn noch behaglicher.

Die Jungens schliefen auf Stroh nebeneinander gepackt wie die Sardinen in der Büchse und hatten ihre eigenen Decken mit. Man merkte, daß ein alter Soldat das Hüttenzepter schwang, es herrschte Ordnung im Laden! Sauber gefaltet und ausgerichtet lagen die Decken auf dem Stroh, die Sachen waren an der Wand aufgehängt, und die Erfahrung der alten Frontkämpfer hatte aus manchem Nichts noch eine brauchbare Einrichtung gemacht.
In einer Fensterecke stand der plumpe, große Tisch, an der Wand entlang lief eine Sitzbank, eine andere stand auf der Gegenseite. Mit etwas gutem Willen fanden alle Platz. Man wusch sich draußen in der eiskalten Brunnenstube, wo die kleine Quelle unermüdlich in einen Trog lief. Das Wasser war so frisch, daß man schnell alle Müdigkeit vergaß.
Der Jüngste der Schar war kaum dreizehn Jahre alt, von den Älteren hatten drei schon den Weltkrieg mitgemacht, die andern standen in der Mitte.
Die beiden Mädel kamen mit frischen weißen Blusen zurück, Renate trug als anerkannter Kamerad wie die Jungens die Hakenkreuzarmbinde. Hanna aber war ein „Gast", der sich tadellos anzupassen wußte und gern gesehen wurde.
Auf dem Herd brodelte in einem Riesentopf eine Abendsuppe, Kartoffelsalat war schon vorbereitet, jetzt strichen die beiden Mädel Berge von Schnitten. Die Jungen holten inzwischen Wasser herein, deckten den Tisch und schufen noch einmal eine allerletzte Ordnung, denn heute abend wurden noch Gäste erwartet, zur Feier des Jahresendes, Kameraden aus dem Sudetenland.
Eine Stunde später saßen sie zusammen, sehr eng zusammen — um den großen Tisch, die zehn Schlesier und die sechs Kameraden von drüben. Die hatten schmale, scharfe Gesichter mit den klaren Augen von Menschen, die viel ins Weite schauen. Bei Bergbauern und Seeleuten findet man sie in gleicher Weise.
Der Führer der Sudetendeutschen hatte mit Heinz zusammen im selben Freikorps in Oberschlesien gestanden. Jetzt gehörte er schon längst zu den Getreuen Adolf Hitlers und kämpfte zäh und verbissen neben seinem Einsatz für das Deutschtum überhaupt für die Ideen des Nationalsozialismus.

Sein Freund Leo mit dem braunen Krauskopf und den blitzenden Zähnen erzählte aus seiner tschechischen Militärzeit, die er gerade hinter sich hatte. Als Deutscher wurde er natürlich in den hintersten Winkel der Karpaten verfrachtet. Die Truppe bestand aus einem wahren Völkergemisch, aber die Begeisterung für den neuen tschechischen Staat war allerseits gering, ob es Sudetendeutsche, Ungarn, Slowaken oder Ruthenen waren.

„Im Ernstfall können sie sich doch nicht auf ein solches Heer verlassen", meinte er. „Wir Sudetendeutschen haben sowieso nur den einen heißen Wunsch, wieder Deutsche sein zu dürfen, das müßt ihr drüben einfach schaffen mit dem Führer!"

Dann schilderte Georg, der Sudetendeutsche, den Alltagskampf der deutschen Menschen gerade hier im Gebirge. Systematisch wurden die deutschen Beamten durch tschechische ersetzt, die deutschen Schulen geschlossen, die soziale Hilfe von der Gesinnung abhängig gemacht. Ein deutscher Arbeitsloser konnte mit Frau und Kindern glatt verhungern. Dabei wurden immer wieder rein deutsche Industriebetriebe geschlossen und tschechische dafür aufgemacht.

Bittere Not herrschte auch unter den Gebirgsbauern, und ohne Hoffnung sahen die meisten von ihnen über die Grenze, wo ein zusammengebrochenes Deutschland doch keine Hilfe bringen konnte, da es mit seiner eigenen Not nicht fertig werden konnte.

Nur die Jugend wollte die Hoffnung nicht aufgeben, schloß sich allerorts zusammen und betonte stolz ihr Deutschtum.

Endlich gab Heinz das Zeichen zum Abendessen, von den Jüngeren schon seit geraumer Zeit heiß ersehnt, denn Skilaufen macht Hunger. Es gab ja auch ein Festmahl seltener Art am heutigen Abend!

Die Mädel brachten den Topf mit der Suppe „Mit allerhand drin" auf den Tisch, die war als seelische Grundlage gedacht, um etwas aufzufüllen. Ein riesiger Napf mit Kartoffelsalat erschien, dazu erhielt jeder ein gehörig langes Stück gute, schlesische, warme „Knoblichwurst", und lockend lachten die turmhohen Schnittenberge. Als Nachtisch erschienen die gesammelten Reste von Pfeffernüssen, Kuchen und Schokolade, die von zu Hause bis zu diesem feierlichen Augenblick aufgespart worden waren. Das war manchem schwer, sehr schwer gefallen!

Heinz stand auf und sagte einen kurzen Tischspruch:

„Neben dem Pflug führe das Schwert ... ernten kann nur, wer sich wehrt!"
Ein gewaltiges Schmausen hub an, denn wer gut skiläuft, will auch gut essen! Hier zeigten besonders die Jüngsten, daß sie ihren Mann standen; es war einfach unfaßbar, was in den schmalen Jungenkörpern an Suppe und Stullen verschwand! Dabei blieb immer noch Platz für Kuchen, und ob sie zu guter Letzt auch wirklich ganz satt waren, blieb noch die Frage.
Nach dem Essen holte Heinz seine Klampfe, Leo hatte die Zither mitgebracht, und sie sangen. Die Soldatenlieder des Weltkrieges, alte Landsknechtslieder, Löns- und Fahrtenlieder, die Gäste lehrten sie die schönen sudetendeutschen Heimatlieder.
Die Mädel hatten noch einmal die Lichter auf dem Latschenkranz über dem Tisch angezündet, die Ofentür stand offen, große Scheite prasselten und knackten und warfen einen warmen Schein auf die Diele ... es war eine von den Stunden, von denen man sich wünscht, sie möchten nie ein Ende haben.
So wie sie hier im Gebirge saßen jetzt wohl überall Kameraden im Braunhemd zusammen und erwarteten das neue Jahr, das neue Kämpfe bringen würde. Überall im Reich lagen auch heute Kameraden mit zerschlagenen und zerschossenen Gliedern in den Krankenhäusern, machten einen Strich unter die Vergangenheit und brannten darauf, wieder gesund zu sein, um wieder ihren Mann zu stehen, im Kampf für ein nationalsozialistisches Deutschland.
Auch in diesem Jahr waren wieder stille, schmale Hügel dazugekommen, unter denen junge Kämpfer auf den letzten Appell warteten. Neue Opfer würden noch gefordert werden, aber keiner der jungen Menschen hier in der Hütte oder bei den vielen anderen Gruppen im Reich hätte nur einen Augenblick bedauert, in einer solchen Kampfzeit zu leben! Alle Gedanken gingen zum Führer, zu dem einen Menschen, der es fertigbrachte, der Jugend eines zusammengebrochenen und armen Landes wieder Mut zum Leben zu geben, Mut zur Tat und den unbeugsamen Willen, wieder ein freies Deutschland zu schaffen!
Die letzte Stunde des Jahres brach an. Auf einen Wink von Heinz erhoben sich die Lagerkameraden schweigend und machten sich zum Aufbruch fertig.

Der Sturm hatte sich gelegt, dicker Nebel lag über dem Gebirge und schien alles Leben erstickt zu haben. Nur die kleine Quelle am Haus murmelte unentwegt und suchte sich tapfer ihren Weg unter Schnee und Eis.
Ein Stück weiter unten am Hang hatten die Kameraden schon vor Tagen einen Holzstoß geschichtet. Mit Fackeln in den Händen, die ein gespenstisches Licht auf die vermummten Wetterfichten warfen, fuhren sie hinüber.
Stumm formte sich der Kreis. Das Rauschen des Talbaches schwoll an und wurde wieder leiser, als lebte auch in ihm ein geheimer Rhythmus. Das Licht schuf förmlich einen warmen Raum in der großen grauen Einsamkeit und schloß das Fähnlein der Versprengten enger zusammen.
Heinz trat vor und sprach zu seinen Kameraden. Er war Soldat und mehr ein Mann der Tat als der vielen Worte; knapp und kurz, wie Befehle, klangen die Sätze. Aber seine Jungen verstanden ihn.
Er sprach vom Vermächtnis der gefallenen Kameraden des Weltkrieges und der Kampfzeit, deren Opfer nicht umsonst gebracht sein durfte. Und er redete von dem klaren Willen Adolf Hitlers, ein freies, größeres Deutschland aufzubauen. Was auch das neue Jahr für den einzelnen bringen würde, es stand unter dem einen Kampfruf: „Deutschland — erwache!"
Zischend fuhr die Fackel in den Holzstoß, ein Schwelen, Knistern, dann flammte er hoch auf.
Treue um Treue!
Auch Georgs Fackel flog in den Holzstoß, fest gaben sich die beiden die Hand.
Renate und Hanna standen mit im Kreis. Mit leuchtenden Augen starrte Renate in die Flammen ... es war so herrlich, jung zu sein und auch als Mädel Kamerad und Mitkämpfer sein zu dürfen! Dankbar sah sie zu dem Bruder hinüber, der ihr diesen Weg so selbstverständlich gemacht hatte.
Auch Hanna spürte dieses starke Gefühl des Zusammengehörens. Es war ja so falsch gewesen, zu glauben, daß es irgendwelche Bedeutung hatte, wenn ein einzelner Mensch sich durchsetzte und genügend Geld verdiente. Hier standen diese Jungen, die ihr bürger-

liches Leben zerbrechen ließen, um ihrer Idee und dem Führer die Treue zu halten. Für Heinz, den Arbeitslosen, würde das neue Jahr schwere Stunden bringen. Aber trotzdem gehörte dieser Jugend die Zukunft, und der Wiederaufbau des neuen Deutschlands lag in ihren Händen. Es mußte schön sein, zu ihnen zu gehören.

Über das stille Bergtal klang das alte Kampflied der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei:

„O Deutschland, hoch in Ehren,
du heiliges Land der Treu..."

Noch leuchtete das Grenzlandfeuer auf sudetendeutschem Boden nur einem kleinen Kreis von Kameraden. Einmal aber würde auch dieses Land heimkehren in ein starkes großes Reich, das alle Deutschen vereinte.